

Einleitung der Autorin

1

Das dreigliedrige Projekt der Interkulturellen Initiative hat es sich ganz explizit zur Aufgabe gemacht, Migrantinnen, die von Gewalt betroffen sind, adäquaten Schutz und Unterstützung zu bieten. Im Konzept aus dem Jahre 2001 wird folgerichtig von der spezifischen Situation von Migrantinnen mit ihren Kindern in Misshandlungssituationen gesprochen. Woraus sich freilich zumindest zwei Fragen ergeben: Erstens, wer wird unter dem Label "Migrantinnen" gefasst? Und zweitens, was macht die "Spezifik" der Situation aus? Es sind dies Fragestellungen, die in der Diskussion um Migrationsarbeit im Allgemeinen kritische Punkte ausmachen: Wie das "Besondere" herausstellen, ohne dass es zu einer "Besonderlichung" (Gümen 2003: 47) kommt? Wie über Gewalt in Migrantenfamilien sprechen, ohne dass dies zu einer Reinfizierung rassistischer Vorurteile gerät? Wie kann die spezifische interkulturelle Kompetenz in diesem Feld beschrieben werden? Und welche notwendigen Kompetenzen bringen Migrantinnen in dieses Arbeitsfeld ein? Die Entwicklung von Qualitätskriterien muss sich hier bspw. - geradezu zwangsläufig - auch mit der Situation qualifizierter Migrantinnen und ihrer Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt auseinandersetzen. Gleichzeitig kommt die Weiterentwicklung des Konzepts der interkulturellen Kompetenz nicht umhin, sich mit den Ressourcen von Migrantinnen, aber auch den Problemfeldern derselben zu beschäftigen¹. Interkulturelle Kompetenz beschreibt eine professionelle Praxis, welche als Ausgangspunkt die Pluralität der Gesellschaft als Selbstverständlichkeit und nicht als Sonderfall betrachtet. Heterogenität in der Nutzerinnenstruktur sozialer Praxis ist die Regel und muss sich in der Mitarbeiterinnenstruktur widerspiegeln.

Das vorliegende Handbuch entstand im Rahmen des entimon-Projekts "Qualitätsmanagement in der Arbeit mit von Gewalt betroffenen Migrantinnen". Hier werden Qualitätskriterien und Schlüsselprozesse beschrieben und erste Instrumente (Flussdiagramme und Fragebögen) zur Darstellung, Bewertung, Vereinheitlichung und Erleichterung der Praxis in diesem spezifischen Arbeitsfeld präsentiert. Worauf muss bei der Arbeit mit gewaltbetroffenen Migrantinnen geachtet werden? Welche Strukturen und Ressourcen sind notwendig, damit eine sinnvolle und gute Sozialarbeit stattfinden kann, die die Frauen stärkt bzw. ermächtigt und nicht weiter isoliert? Das sind bspw. Fragen, auf die der Text Antwort geben möchte. Darüber hinaus soll es die Diskussionen um die interkulturellen Öffnung sozialer Dienste in der Bundesrepublik Deutschland bereichern und die Debatte um Migrantinnen in Misshandlungssituationen von einer sozialarbeiterischen Perspektive her beleuchten.

Die Interkulturelle Initiative kann auf jahrelange Erfahrung in diesem Bereich zurückblicken und ist gewissermaßen ein erstes Modellprojekt, welches sich in der Arbeit mit gewaltbetroffenen Migrantinnen profilieren konnte.

¹ Bedauerlicherweise gehen die meisten Texte zu interkultureller Kompetenz nach wie vor von der Idee aus, dass die Professionellen immer Mehrheitsangehörige sind und die Nutzerinnen dagegen Minorisierte sind. Nur wenige Diskussionen erläutern die verschiedenen möglichen Positionierungen (Mehrheitsangehörige - Minderheitenangehörige; Minderheitenangehörige - Minderheitenangehörige, Minderheitenangehörige - Mehrheitsangehörige und Mehrheitsangehörige - Mehrheitsangehörige). Dies führt unweigerlich zu einer verkürzten Konzeptionalisierung (vgl. AG der DGVT "Gegen Rassismus und Antisemitismus in der psychosozialen Versorgung" 1995).

Herausforderungen für Frauenhäuser und Beratungsstellen mit Interkultureller Ausrichtung

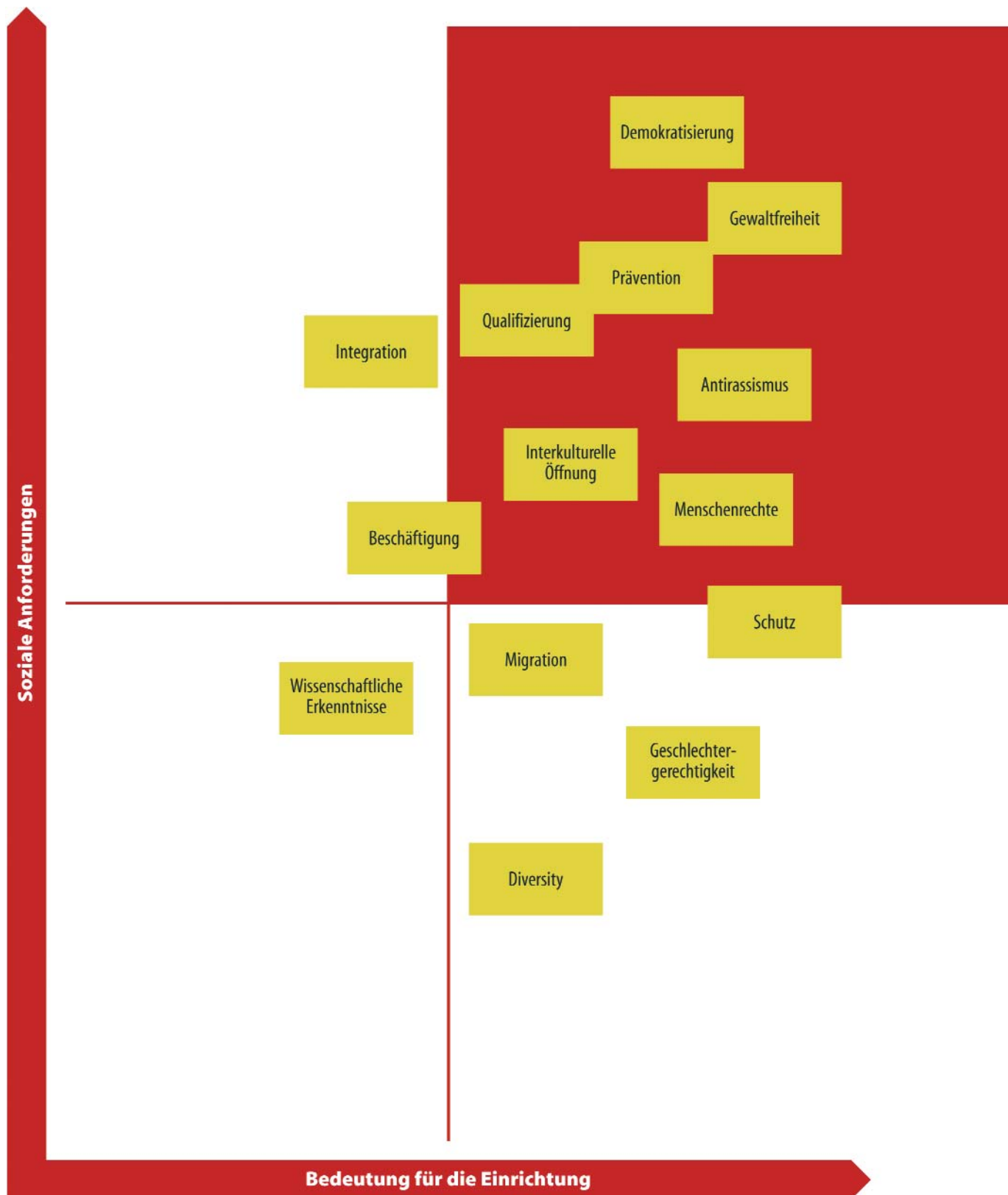
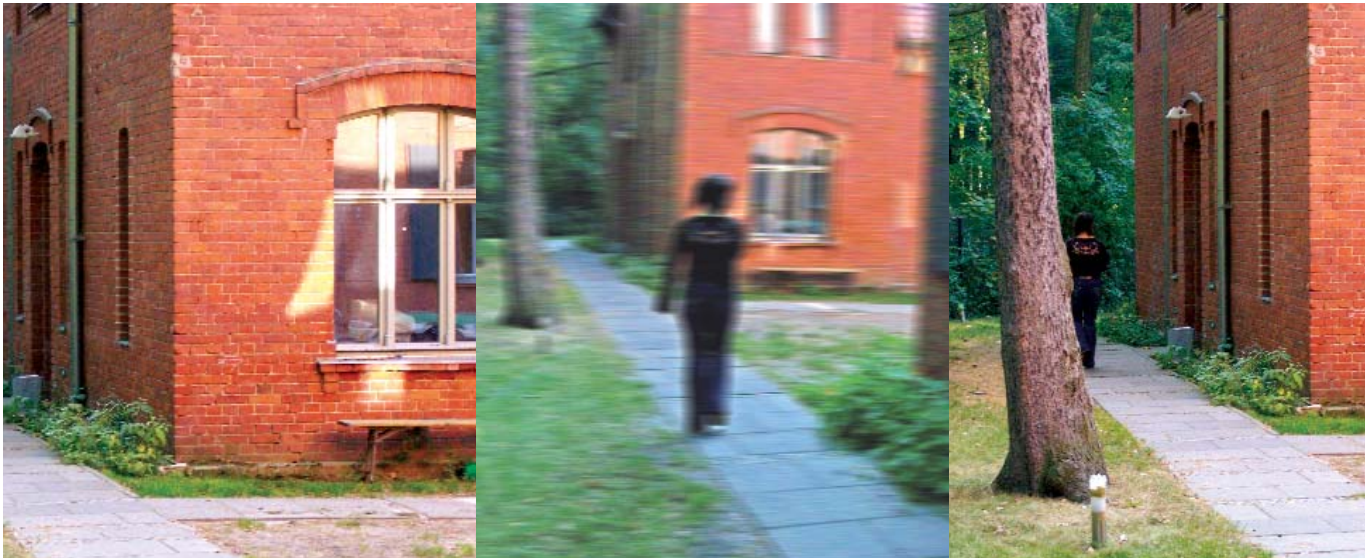


Abb. 1 Herausforderungen für Frauenhäuser und Beratungsstellen mit Interkultureller Ausrichtung

Anhand einer Analyse der internen Prozesse des Projektes konnten Qualitätskriterien entwickelt werden, die sicher auch für andere Organisationen mit ähnlichen Zielrichtungen von Interesse sein werden. Der vorliegende Text basiert auf den reflektierten Erfahrungen der Gründerinnen, Mitarbeiterinnen und Vorstandsfrauen der Interkulturellen Initiative e.V.. Deren professionelle Erfahrungen und theoretisches Wissen sind gewissermaßen der Boden, auf denen ich Kriterien für die Arbeit mit gewaltbetroffenen Migrantinnen entwickeln konnte. Immer wieder wird beklagt, dass das



erworbene Wissen und die gemachten Erfahrungen in (feministischen) Projekten undokumentiert verloren gehen, insofern verstehe ich den vorliegenden Text als eine Dokumentation und pragmatische Orientierungshilfe, aber auch als politisches Statement. Migrantinnen sind Teil der Bundesrepublik Deutschland. Sie machen Gewalterfahrungen wie auch deutsche Frauen und sie erwerben sich Wissen und transportieren dieses in die sozio-politische Praxis. Meine Arbeit habe ich insoweit als eine doppelte gesehen: Sichtbarmachung von Professionalisierungsprozessen in der feministisch-interkulturellen Arbeit und Formulierung von Grundsätzen, die den jetzigen Stand der Diskussion widerspiegeln. Die ausgearbeiteten Checklisten stellen dabei einen Basissatz dar, der durch eigene organisationspezifische Listen ergänzt werden sollte. Dasselbe gilt im Übrigen für die detaillierten Kriterien, die quasi notwendigerweise ergänzungsbedürftig bleiben müssen. Angemerkt sei, dass der Fokus auf die Arbeit mit den Frauen gesetzt wurde. Die für die Frauenhausarbeit ebenso zentrale Kinderarbeit wurde in einem eigenen Teilprojekt von Iman Attia dargestellt und evaluiert. Aus den hieraus hervorgegangenen internen Diskussionen sind wichtige Impulse für die Neu-Betrachtung dieses oft vernachlässigten Arbeitsbereiches ausgegangen.

"Qualität", so schreibt das Deutsche Norminstitut [DIN], "ist die Gesamtheit von Eigenschaften und Merkmalen eines Produktes oder einer Dienstleistung, die sich auf deren Eignung zur Erfüllung festgelegter oder vorausgesetzter Erfordernisse beziehen". Innerhalb der Sozialen Arbeit werden sie recht unterschiedlich beurteilt. Einige Professionelle halten die Entwicklung von Qualitätskriterien für unabdingbar, um eine effektive Soziale Arbeit überhaupt gewährleisten zu können, während andere darauf aufmerksam machen, dass die Entwicklung von Qualitätsentwicklungssystemen im Grunde

die politischen Interessen an möglichst geringen Kosten und weniger die Interessen an der Güte der Sozialen Arbeit reflektieren. Qualitätsentwicklung wird von letzteren als eingebettet in neoliberale Gouvernamentalitäten² gesehen, bei denen es mehr um Kontrolle, denn um Veränderung geht (vgl. hierzu Frauennetz/Initiative Minderheit/maiz o.J.). Maria Mies etwa beschreibt einen klaren Zusammenhang mit den so genannten MAI-Verträgen (Multilaterale Abkommen über Investitionen):

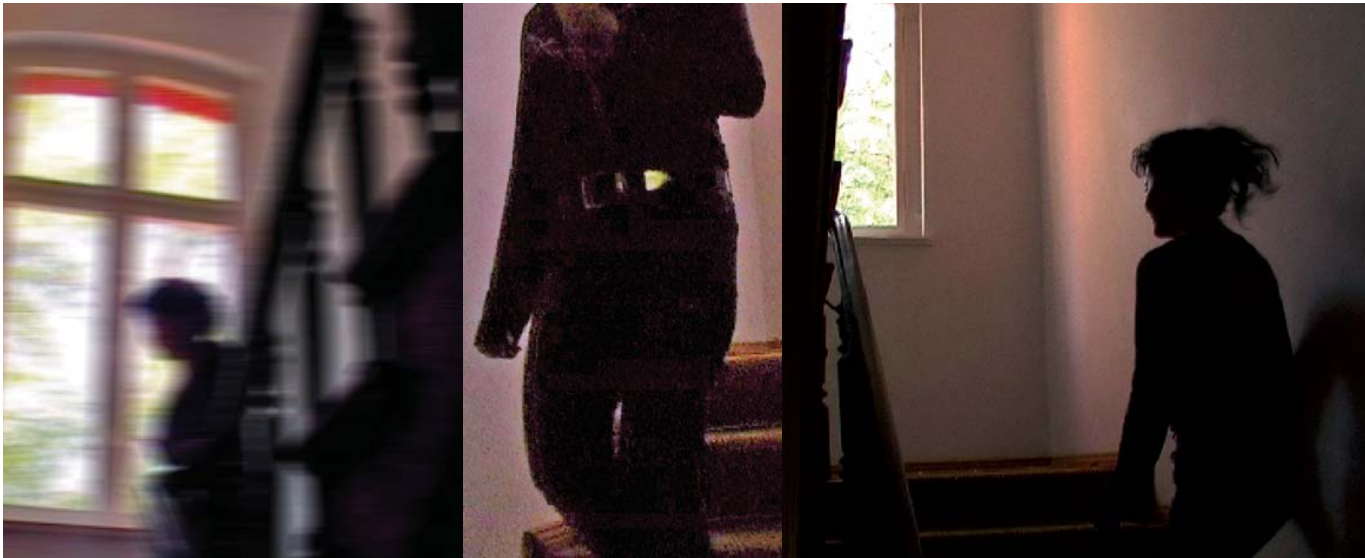
"Um überhaupt zu wissen, was die Frauenhäuser 'wert' sind, werdet ihr aufgefordert, im Rahmen von Qualitätsmanagements eure Arbeit durchzuchecken und festzustellen, wieviel Leistung ihr erbracht habt. Dann besteht die Möglichkeit, dort ebenfalls profitträchtig zu investieren. Denn zum MAI-Vertrag und den Vorlagen der Millenniumsrunde gehört, dass Betriebe kapitalistisch organisiert sein müssen. Es muss Profit herauspringen. Auch sogenannte Non-Profit Organisationen werden dann zu Gelegenheiten für profitträchtige Investitionen" (Mies 1999: 5)..

Tatsächlich ist das verwendete Vokabular, welches ausschließlich aus dem Wirtschaftskontext stammt, z. T. entlarvend und seine unreflektierte Nutzung erschreckend. So ist etwa von 'stakeholdern' (eigentliche Bedeutung ist Aktienbesitzer) und 'Produkten' die Rede, während häufig nicht ganz klar ist, was mit 'Effektivität' gemeint ist. Immer mehr wird Soziale Arbeit dem Wettbewerb zugänglich gemacht, öffentlich ausgeschrieben und damit profitorientierten Anbietern der Zugang gewährt. "Bereits vor einiger Zeit wurden in NRW die Richtlinien der Frauenhäuser dahingehend geändert, dass Gewinnerorientierung nicht länger im Widerspruch zur Landesförderung steht. Immer mehr gemeinnützige Vereine und Verbände werden zu Kapitalgesellschaften, große Verbände transformieren zu Sozialkonzernen. [...] Die von der EU geforderte bundesweite Abschaffung des Status der Gemeinnützigkeit, die für die nächsten Jahre geplant ist, wird ein Endstein dieser Entwicklung sein" (Hack 2003: 3). Soziale Arbeit, die sich auch als politische Arbeit versteht, muss hierzu eine eigene kritische Diskussion führen, die allerdings nicht vorschnell dazu führen sollte, Prozesse der Qualitätsentwicklung generell und undiskutiert abzulehnen.

Soziale Arbeit hat zudem immer schon Handlungstheorien und ethische Grundlagen erarbeitet, was das Verlangen nach professionellem Tun und Güte der Praxis genügend beweist. Darüber hinaus versteht sich insbesondere die autonome Frauenhausarbeit, die schließlich aus der Frauenbewegung hervorging, auch als politische Arbeit (vgl. AG Dokumentation Frauenhaus Köln 1980). Dennoch kann nicht von der Hand gewiesen werden, dass in einigen Institutionen der "gesunde Menschenverstand", "die ideologische Positionierung" und/oder die "gute Intention" die wichtigsten, aber nicht immer die besten handlungsleitenden Qualitätskriterien darstellen. Eine kritische Diskussion um Qualität kann hier dazu beitragen, die professionelle Praxis zu hinterfragen, neues Vorgehen zu inspirieren oder auch gute Soziale Arbeit (im Sinne des Wohles der Nutzerinnen) zu stabilisieren. Fokus ist hier nicht in erster Linie die Perspektive der Geldgeber, sondern das Wohlergehen, der Schutz und die effektive Ermächtigung der Nutzerinnen.

² Unter Gouvernamentalität werden Michel Foucault folgend "Institutionen, [...] Verfahren, Analysen und Reflexionen, [...] Berechnungen und [...] Taktiken [verstanden], die es gestatten, diese recht spezifische und doch komplexe Form der Macht auszuüben, die als Hauptzielscheibe die Bevölkerung [...] hat" (Foucault 2000, S. 64).

"Qualität" muss als das Ergebnis eines Aushandlungsprozess zwischen den in der Sozialen Arbeit Tätigen, den Trägern von Sozialer Arbeit, der Politik und der Gesellschaft betrachtet werden. In Laufe dieses Prozesses werden die Möglichkeiten, Herausforderungen, Grenzen und Aufgaben von Sozialer Arbeit, Ausbildung und Qualifikation beschrieben bzw. vereinbart. Dies umfasst auch die politische Arbeit, die integraler Bestandteil feministischer Praxis ist. Ein systematisches Nachdenken über Qualität kann eine Zäsur in der Institutions- und Teamentwicklung darstellen. Dies kann einen Raum



eröffnen, in dem Routinen herausgefordert, immer wiederkehrenden Streitigkeiten im Team nachgegangen wird und neue Strategien entworfen werden. Die Arbeit an Qualitätskriterien wird so betrachtet zu einer Möglichkeit, ein erreichtes Professionalisierungsniveau zu sichern, die in der Arbeit entwickelten Strategien transparent zu machen und damit auch an andere Kolleginnen weiterzugeben und über Fehler - auch jene, die zur Routine geworden sind - zu reflektieren. Denn schließlich sind sie, wie Michel Foucault schreibt, "nichts anderes als gute Absichten, die nicht in die Tat umgesetzt worden sind. Die Regel ist ein Hilfsmittel, um etwas korrekt zu machen, und nicht, um vergangenes Geschehen zu beurteilen" (Foucault 1993: 44). Eine solche Haltung sichert die Transparenz sozialarbeiterischen Handelns und gewährleistet schließlich, dass Verantwortlichkeiten ernst genommen und Grenzen eingehalten werden. Insbesondere in der Arbeit mit gewaltbetroffenen Migrantinnen, werden Möglichkeitsräume benötigt, die eine Basis für die Entwicklung von Utopiefähigkeit darstellen, die wiederum als wichtiges Ziel feministischer Migrationsarbeit beschrieben werden kann (vgl. Castro Varela/Vogelmann 1998).

Gewalt intersektionell betrachtet

2

"(...) geschlechterspezifische Gewalt meint Gewalt, die gegen eine Frau aufgrund ihres Geschlechts gerichtet ist oder Frauen unverhältnismäßig betrifft. Geschlechterspezifische Gewalt umfasst Handlungen welche physische, psychische und sexuelle Verletzungen und Leiden zufügen, Androhungen dieser Handlungen, Nötigung und andere Freiheitsberaubungen." (CEDAW).

Im Leben von Migrantinnen, die Schutz und Unterstützung im Frauenhaus und Wohnprojekt suchen, überlappen sich in eklatanter Weise diverse gesellschaftliche Machtachsen (etwa Rassismus, Sexismus, Heterosexismus etc.). In Konsequenz führt dies dazu, dass die zu bearbeitenden Felder sich hochkomplex gestalten und der professionelle Einsatz sich dementsprechend immer gleichzeitig auf verschiedenen Ebenen vollziehen muss. Was nicht nur ein vielschichtiges Kompetenzprofil bei den Mitarbeiterinnen notwendig macht, sondern darüber hinaus auch nach einer klaren migrationspolitischen und antirassistischen Ausrichtung der Organisation verlangt, die auf einer intersektionellen Analyse von Ausgrenzung, Verletzlichkeit und Stigmatisierung beruhen sollte. Die Arbeit der Interkulturellen Initiative stellt quasi einen exemplarischen Fall für die Arbeit mit einer intersektionellen Perspektive (vgl. Crenshaw 1995; Price 2005: 54ff.; Lehmann 2006) dar. Kimberlé Crenshaw (1995) schreibt hierzu pointiert, dass Frauenhausarbeit unmöglich nur die Gewalt, die von den direkten Gewalttätern ausgeht, in Augenschein nehmen darf, sondern immer auch die unterschiedlichen Formen der Unterdrückung, unter denen die Frauen zu leiden haben, mitfokussieren muss (334f.). So ist die erfahrene Gewalt eine andere, wenn zusätzlich zu den physischen Schlägen und der psychischen Demütigung eine strukturelle Abhängigkeit (etwa aufgrund eines vom Ehepartner abhängigen Aufenthaltsstatus) hinzukommt. Eine intersektionell analysierende und agierende Institution versucht deswegen, den unterschiedlichen Verletzlichkeitsstrukturen und Unterdrückungszusammenhängen der Nutzerinnen professionell zu begegnen: Die Mutter zweier Kinder, die erst seit zwei Jahren in Deutschland lebt, kaum Deutsch spricht, von ihrem Mann misshandelt wurde und über keine Unterstützung von FreundInnen und/oder Familie verfügt, befindet sich letztlich auf einer anderen Verletzlichkeitsposition und verfügt auch über andere Widerstandsressourcen als die Frau mit Migrationshintergrund, die im Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft ist, das Abitur bestanden hat und von ihrem Freund geschlagen wird. Beide erleb(t)en Gewalt, doch ihre Situation, wie sie diese empfinden und welche Strategien des Widerstands ihr zur Verfügung stehen, sind denkbar ungleich. Die Mitarbeiterinnen in der Beratungsstelle, im Frauenhaus und Wohnprojekt müssen darauf adäquat reagieren können. Das erfordert interkulturelle Kompetenz, aber auch eine professionell reflektierte Berufserfahrung und politische Positioniertheit, die die eigenen Privilegien und sozialen Verletzlichkeiten immer mitreflektiert.

Die diversen Belastungsmuster führen zwangsläufig zu internen Konflikten innerhalb der Nutzerinnengruppe, die sich nicht per se als eine Gruppe wahrnimmt oder gar definiert. Erst einmal sind sie sich alle fremd und die wahrgenommene Fremdheit führt nicht selten zu Distanzierungen, Distinktionsprozessen bis hin zu Feindseligkeiten. Daneben kommt es schnell zu Solidarisierungen bei denjenigen, die dieselbe Sprache sprechen und/oder ähnliche Rituale pflegen - seien diese nun dem Alltag oder der Religionszugehörigkeit verpflichtet. Nicht zufällig drehen sich häufig interne Konflikte, den Mitarbeiterinnen des Frauenhauses zufolge, um das Thema "Sauberkeit". Die

"unterschiedlichen Sauberkeitsvorstellungen" werden häufig "im Kontext von kultureller Zugehörigkeit aufgeführt. Dabei gehen die Zuschreibungen quer durch die Herkünfte" (Attia 2006: 31). Die anderen sind es immer, die "nicht richtig sauber machen" (ebd.). Sauberkeit markiert Grenzen. Andere Konflikte kreisen um unterschiedliche Sprachkompetenzen. So kann die Situation entstehen, dass die Mehrheit der Bewohnerinnen eine gemeinsame Sprache sprechen (das muss nicht unbedingt Deutsch sein), so dass quasi ungewollt wiederum Ausgrenzung denen gegenüber statt-



findet, die eine andere Sprache beherrschen. Dies kann im alltäglichen Miteinander, aber auch bei Hausversammlungen, in der Beratung, Begleitung usw. eine wichtige Rolle spielen. Auch der Bildungsstand, die Hautfarbe und sexuelle Orientierung sind Gründe, die auch im Frauenhaus und Wohnprojekt zu Ein- und Ausgrenzung führen. Eine Soziale Arbeit mit Frauen in Misshandlungssituationen sollte Differenzen insbesondere bzgl. der Gewalt- und Unterdrückungssituation ernst nehmen und kritisch analysieren.

Gewalt kann dabei unterschiedlich definiert werden. Bei der Ursachenfeststellung sind jedoch immer die Strukturen der Gesellschaft, in die dieselbe verankert ist, zu berücksichtigen. Gewalt ist jedes Verhalten, das sich auf physischer, psychischer und sexueller Ebene schädigend auswirkt. Ziel ist dabei, die Betroffenen zu unterdrücken, zu beherrschen und zu kontrollieren. Jeder Frau kann Gewalt widerfahren, sie betrifft Frauen aller Altersstufen, aller Schichten und Herkunft. 90 Prozent aller Gewalttaten werden dabei - unabhängig von der (sozialen) Herkunft in der Familie und im sozialen Nahraum ausgeübt.

Die Situation von Migrantinnen in Gewaltbeziehungen ist nun insoweit spezifisch als dass sie nicht nur von den erfahrenen Misshandlungsbeziehungen durch Ehemann, Eltern, Bruder oder anderen Verwandten, sondern immer ebenso von strukturellem Rassismus geprägt wird. Zudem sind Migrantinnen, die mit einem Deutschen zusammenleben, immer potentiell von Sexismus und Rassismus betroffen.

Struktureller Rassismus zeichnet u. a. verantwortlich dafür, dass viele Migrantinnen über einen nur prekären Aufenthaltsstatus verfügen oder gar von Ausweisung bedroht sind. Hinzukommen geringere Chancen auf dem Arbeitsmarkt, eine schlechte medizinische und psychosoziale Versorgung

und eventuelle Traumatisierungen im Herkunftsland. In Konsequenz erleben Migrantinnen häufiger soziale Isolation und sich selber als psychisch und rechtlich abhängig vom Ehepartner oder von der Lebenspartnerin. Darüber hinaus treten bei ihnen viel häufiger als bei mehrheitsdeutschen Frauen psychosomatische Erkrankungen, Schlafstörungen, Angstzustände, und Depressionen auf.

Gewaltinterdependenzen



Abb. 2 Gewaltinterdependenzen

Auch die Autorinnen der (Teil-)Studie "Unterstützungs- und Hilfebedarf aus der Sicht gewaltbetroffener Frauen" stellen fest, dass "Migrantinnen [...] in besonderer Weise der Gewalt in Paarbeziehungen ausgesetzt [sind]" (Glammeier/Müller/Schröttle 2004: 9). Die Studie nennt allerdings neben einem nicht gesicherten Aufenthaltsstatus auch "fehlende Deutschkenntnisse und mangelnde Integration" (ebd.). Insbesondere die unklare Formulierung "mangelnde Integration" muss deutlich zurückgewiesen werden. Den Integrationsdiskurs hier zu aktivieren erscheint fahrlässig, bleibt dieser doch eingebettet in einen konservativen Diskurs, der Migrantinnen zu den Hauptverantwortlichen für das Funktionieren einer Einwanderungsgesellschaft deklariert. Fatalerweise wiederholen die meisten Studien, die gewaltbetroffene Migrantinnen erwähnen, den Mainstreamdiskurs, indem sie von fehlenden Deutschkenntnissen, traditionsgebundener Gewalt oder eben Integrationsmängeln sprechen. Dagegen ist selten die Rede von rassistischer Gewalt und eklatanten Diskriminierungen auf dem Arbeitsmarkt, die die Emanzipation aus Gewaltverhältnissen deutlich erschweren.

Frauenhäuser sind als Zufluchtstätten für Frauen, die Gewalt in der Familie oder Partnerschaft erfahren (haben), zu verstehen. Die Idee des Konzepts dieser spezifischen politischen und Sozialen

Arbeit ist damit schon grundlegend definiert. Die Gewalt, gegen die Schutz geboten wird, ist die so genannte häusliche Gewalt. Sie findet im Privaten statt - auch wenn Gewalt "umfassend als Resultat der alle gesellschaftlichen Bereiche strukturierenden Ungleichheit zwischen den Geschlechtern mit all ihren konkreten Folgen für Alltag und Lebensgestaltung" verstanden wird (Kavemann 2001: 13). Frauenhausarbeit sollte nicht nur die sexistische, sondern auch die rassistische und andere Formen der Gewalt in den Blick nehmen. Rassistische Gewalt ist eine Gewaltform, die eher nicht im Privaten lokalisiert wird (obschon sie dort auch vorkommt), sondern in der Regel mit der Straße oder Institutionen in Verbindung gebracht wird. Institutionen, die mit gewaltbetroffenen Migrantinnen arbeiten, stehen damit vor der Herausforderung verschiedene Gewaltformen gleichzeitig zu fokussieren und die Kontinuität der Gewalt im Auge zu behalten (vgl. Thürmer-Rohr 2005) und die Überlappungen und Interdependenzen differenter Gewaltformen gleichzeitig in den Blick zu nehmen.

Lange Zeit ist in der feministischen Debatte - und nicht nur dort - davon ausgegangen worden, dass Gewalt ein Geschlecht hat. Sprich: Physische Gewalt ist immer männlich, während Frauen durchaus auch zur psychischen Gewaltanwendung in der Lage sind, aber eben nicht "zuschlagen". Aber Gewalt hat in den Diskursen nicht nur ein Geschlecht, sondern wird auch ethnisiert, rassifiziert und klassenspezifisch codiert. Danach neigen bspw. Schwarze Männer, arabische Männer und Männer aus der Unterschicht eher zu "roher" Gewalt, während die weißen europäischen Mittelschichtsmänner eher psychische Gewalt anwenden. Tatsächlich schlagen aber auch Frauen zu - insbesondere bei Kindern - und es ist bekannt, dass auch in der Mittelschicht physische Gewalt nicht selten ist. Das hat auch zu spezifischen Opferdiskursen geführt, die bspw. Migrantinnen und Schwarze Frauen per se zu Opfern angenommener patriarchaler Strukturen machen. Deswegen ist die Unterdrückung minorisierter Frauen nur zu verstehen, wenn vorab ein Verständnis von der Unterdrückung minorisierter Gemeinschaften durch die Dominanzkultur vorhanden ist, welches schließlich die Formen männlicher Gewalt mitbestimmen (vgl. Razack 1994: 910).

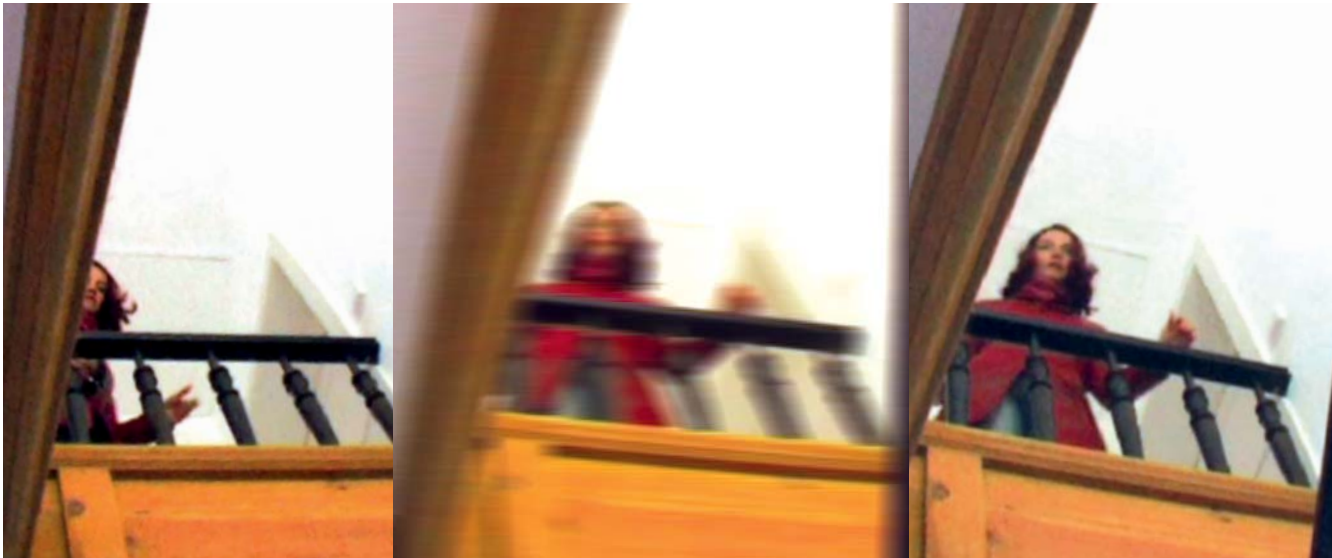
Die Diskurse über Gewalt bestimmen nun eklatant die Konzeptgestaltungen von "Hilfe-, Schutz- und Unterstützungseinrichtungen" (siehe auch Razack 1994). So bieten die meisten Frauenhäuser Schutz für Frauen, die von "ihren" Männern Gewalt erfahren, während rassistische Gewalt (aber etwa auch Gewalt in lesbischen Beziehungen) kaum thematisiert wird. Auf der anderen Seite stehen Konzepte, die konkret Migrantinnen als Zielgruppe definieren, immer in der Gefahr, die Nutzerinnen zu viktimisieren und dabei deren Gewaltpotential zu übersehen.

Gewalt findet auf verschiedenen Ebenen und Wegen statt, bedient sich unterschiedlicher Strategien und ändert ihre Ausdrucksweise von Kontext zu Kontext. Wer mit Menschen arbeitet, die Gewalterfahrungen gemacht haben, muss mit (selbst-)destruktiver Energie nicht nur rechnen, sondern auch Möglichkeiten des Umgangs damit suchen, denn Gewalterfahrungen werden häufig perpetuiert.

Der Schutzraum kann nur dann als solcher erlebt werden, wenn auch intern für ein Klima der Gewaltfreiheit gesorgt wird. Hierfür ist es unumgänglich, dass die Gewalt innerhalb der Institution ernst genommen wird und diese bei ersten Anzeichen thematisiert bzw. bearbeitet wird. Konflikte zwischen Hausbewohnerinnen sind nicht immer so harmlos, wie sie auf den ersten Blick ausschauen mögen. Und rassistische Gewalt macht nicht vor den Pforten des Frauenhauses halt.

Migrantinnen, die im Frauenhaus Zuflucht suchen, sind von verschiedenen Gewaltformen betroffen, immer von Rassismus und Sexismus in ihren Variationen. Einige von ihnen sind zudem (hochgradig) traumatisiert. Frauen, die aus Kriegsgebieten geflüchtet sind, können bspw. Foltererfahrungen

mitbringen. Politisch verfolgte Minderheiten (etwa kurdische Frauen) oder lesbische Frauen, die aus Ländern geflohen sind, in denen Homosexualität strafrechtlich verfolgt wird, können in den Herkunftsländern demütigende Hafterfahrungen oder Psychiatrisierungen durchgemacht haben. Traumatische Ereignisse zerstören das Vertrauen an eine im Wesentlichen sichere, verlässliche und kontrollierbare Welt. In Folge erzeugen sie extreme Gefühle von Hilflosigkeit und Ohnmacht. Während traumatischer Erfahrungen werden körperliche und kognitive Reaktionen in Gang gesetzt,



die ein Überleben, im Sinne einer Befähigung zur Flucht oder zum Angriff, möglich machen. Was eine sinnvolle Überlebensstrategie während der Gefahr war, kann im weiteren Leben allerdings zu einem unerträglichen Dauerzustand werden. Viele Betroffene klagen jahrelang nach dem traumatischen Ereignis noch über leicht auslösbare Nervosität, innere Unruhe, Angstattacken, ständige Wachsamkeit und Reizbarkeit. In Deutschland sehen sich diese Frauen dann strukturellem und Alltagsrassismus gegenüber und wenn dann Gewalt von Seiten der Familie, des Partners oder der Partnerin erlebt wird, so kann die empfundene Ausweglosigkeit übergroß werden. In solchen Fällen sind "einfache" Beratungsangebote kaum hinreichend. Die Mitarbeiterin sollte erkennen können, ob eine Frau auf beraterische Interventionen anspricht oder ob eine weitergehende psychologische Hilfe notwendig ist. Darüber hinaus werden Frauen, die extreme Gewalterfahrungen gemacht haben, nicht ohne weiteres auf "klare" Regeln reagieren. Gewalt - und dies gilt insbesondere für erlebte extreme Gewalt - verursacht "Chaos", weswegen die Einhaltung von Regeln, Ordnungen etc. häufig verständlicherweise als erneute Gewalt erlebt wird. Es ist insoweit zu überlegen, in welcher Form notwendige Regeln wie die Hausordnung, der Putzplan usw. vermittelt werden können, ohne dass aus den Augen verloren wird, dass viele der Frauen extreme Gewalt erfahren haben und womöglich als traumatisiert gelten müssen. Wann ist dafür der richtige Zeitpunkt? Wer übernimmt diese Aufgabe? Wie vermindert Frau das Gefühl der Institutionalisierung?

Die Ausrichtung sollte prinzipiell sein:

- **interkulturell**
[Pluralität und Heterogenität der Gesellschaft affirmieren und interkulturellen Prozessen gegenüber positiv und offen gegenüber eingestellt]
- **migrationssensibel**
[Migrationsspezifische Kenntnisse und einen achtenden Umgang mit Frauen mit Migrationserfahrungen pflegend]
- **diskriminierungssensibel**
[Diskriminierungserfahrungen erkennen und sensibel darauf reagieren]
- **antirassistisch/anti-antisemitisch**
[strukturelle Gewalt gegen Migrantinnen, Schwarze Frauen und jüdische Frauen ernst nehmend]
- **feministisch**
[strukturelle (hetero-)sexistische Gewalt gegen Frauen ernst nehmend]